

Hamburger Chronist

Der Chronist auf Reisen

Einmal in einer uns fremden Welt, voller Schmerz, Qualen und Verzweiflung, lebten Menschen auf der Flucht, reisend über Meere, Berge und Täler. Auf den Reisen häufig erkrankt oder gar gestorben, mussten die Menschen ihr Schicksal akzeptieren. Häufig blieb ihnen nur das Risiko, die Flucht, schließlich hätte das Leben in ihrem Land den sicheren Tod bedeutet, die Verarmung oder auch den Verlust Angehöriger.

Wir sprechen von keiner uns fremden Welt, sondern von der unseren. Wir sprechen hier nicht nur von der Vergangenheit, sondern auch von der Gegenwart. In unserer Welt, heute, jetzt gerade, sterben vermutlich Menschen auf der Flucht, wandern aus und müssen sich an eine neue Umgebung anpassen oder erwarten den sicheren Tod in ihrer Heimat. Wir haben uns auf eine Reise, ein Abenteuer des Journalismus begeben, mit Menschen aus aller Welt gesprochen, Geschichten über das Leben in Ghana und Syrien in Erfahrung gebracht und uns dazu entschlossen all das mit Ihnen zu teilen.

Wir versetzten uns in die Lage eines Menschen auf der Flucht, bei der Auswanderung, während der Integration oder auch zur Ballinzeit und wollen Ihnen hier nun unsere Ergebnisse vorstellen. Wir zeigen Ihnen eine Welt voller Schrecken, Angst und manchmal auch Erfolg, wir zeigen Ihnen unsere Welt und zwar so, wie viele von ihnen sie sicherlich noch nie sahen.

Lukas Schniedergers

Das diesjährige Ballinjahr, der Besuch der Auswandererausstellung und die Begegnung mit Betroffenen hat uns zu diesem Magazin angeregt und ermutigt.

Ihr Redaktionsteam wünscht Ihnen Freude beim Lesen.

Louise Checkley

Thea Hellmann

Johanna Keller

Selma Pißler

Romy Stadler

Barbara Dammann

Sinja Daniel

Amelie Herzfeld

Anica Obst

Lukas Schniedergers

Anne-Zoé von Darl

(verantwortlich)

Ballinstadt – Auswandererhallen auf der Vettel

Erschöpfung und Hoffnung zeichneten die Gesichter der Menschenmassen, die auf die großen und modernen Hallen der Ballinstadt zueilten. Viele von ihnen hatten bereits eine lange und teils auch beschwerliche Reise hinter sich. Oft hatten sie weite Strecken zu Fuß zurücklegen müssen, um noch genügend des hart und lang erarbeiteten Geldes für die Überfahrt nach Amerika zurückzubehalten. Familien, die ohne Vater und ältere Söhne reisten, hatten es manchmal etwas leichter, da sie oft von bereits in Amerika angekommenen Familienmitgliedern, Fahrkarten für die Überfahrt erhalten hatten. So konnten diese sich oft die drei warmen Mahlzeiten am Tag in der Ballinstadt oder sogar die deutlich teurere Übernachtung im Hotel leisten.

Doch bereits hinter den Türen des Empfangssaales lauerte die erste Enttäuschung auf die ausgehungerten Reisenden. Anders als durch Agenturen und Broschüren versprochen, wartete nicht sofort eine warme Mahlzeit, sondern eine lange Wartezeit bis zur Registrierung auf sie.

Nach der langwierigen Registrierung und einer äußerst unangenehmen ärztlichen Untersuchung, die sich unter anderem auf Augenkrankheiten und Verstümmelungen konzentrierte, erhielt jeder der Auswanderer eine Registrationskarte, die ihn einem Teil der "Ballinstadt" zuordnete. Bei der ärztlichen Untersuchung ging es oft sehr ruppig zu und es kam vermehrt zu Handgreiflichkeiten, da die Kommunikation durch das Fehlen einer gemeinsamen Sprache nur sehr eingeschränkt möglich war. Die meisten Auswanderer ließen jedoch alles widerstandslos über sich ergehen, da der Wunsch, Europa schnellstmöglich zu verlassen, größer war, als die Angst und Scham vor den Untersuchungen.

Alle gesunden Menschen wurden den Schlafsälen der reinen Seite zugeordnet, die strikt nach Geschlechtern und Ethnizität geordnet waren. Kinder unter zwölf Jahren teilten sich gemeinsam eines der Betten, die zur besseren Zirkulation der Luft einstückig waren. Die Bereiche für Männer und Frauen wurden aus demselben Grund auch nur durch eine Trennwand voneinander separiert, die nicht bis an die Saaldecke reichte. Etwa 12 Menschen teilten sich einen Saal. Wurde man dem unreinen Teil der Ballinstadt zugeordnet, musste man bis zum Ende der Krankheit in diesem verweilen, da mögliche Kosten einer Rückfahrt zulasten der Rederei fallen würden, sollte es in Amerika zu einer Abweisung kommen. Diese Kosten wollte die HAPAG nach Möglichkeit vermeiden.

Vor dem Betreten des zugeteilten Schlafsaals musste ein jeder jedoch noch ein Bad nehmen. Dies war für viele der Menschen eine sehr ungewohnte Prozedur, da dies in vielen Kulturen nicht bekannt und oft sogar als demütigend angesehen wurde. Auch jegliche Kleidung und das restliche Gepäck der Auswanderer wurde zur Desinfektion in großen Kesseln bei etwa 110 Grad gewaschen, um es von sämtlichen Keimen zu befreien. Für empfindliche aber von vielen Menschen getragene Wollkleidung war dieser Waschgang besonders schädlich, da diese stark schrumpfte. Menschen aus kälteren Regionen liefen so Gefahr, dass sie ihre gesamte Kleidung verlieren würden. Auch nach dem Waschen durfte das Gepäck nicht in einen der Schlafsäle mitgenommen werden.

Besonders fortschrittlich war die Größe der Ballinstadt mit 6 U-förmigen Pavillons, sowie mehreren anderen Aufsichtsgebäude und die strikte ethnische Trennung. Es gab sogar eine eigene Küche für jüdische Auswanderer, in der nur koscher gekocht wurde. Die Aufsicht über diese hatte ein vom Rabbiner ausgewähltes Gemeindeglied. Doch brachte die ethnische Trennung nicht nur Vorteile mit sich. Immer wieder wurde die Schuld für Streitereien auf dem Gelände jüdischen Männern zugeschoben. Russischen Bürgern war es bis 1908 nicht gestattet, das Gelände zu verlassen, während andere eine Erlaubnis erlangen konnten.

Durch diese überaus strikte ethnische Trennung kam es auch zur starken Isolation einzelner Völkergruppen. Auch die Schlafsäle, die als sehr geräumig und luftig beschrieben wurden, stimmten nicht immer mit der Beschreibung der HAPAG überein. Viele der Auswanderer wurden für ihren kurzen Aufenthalt auf den Fluren einquartiert. HAPAG Passagiere hatten jedoch große Vorteile, sie erhielten eine Ermäßigung von 20% und einen sicheren Schlafplatz. So hatten am Ende des Tages zwar alle Ausreisenden ein Dach über dem Kopf und ein warmes Essen, doch konnten die hohen Erwartungen aller nicht immer erfüllt werden.

Louise Checkley

Aufbruch ins Ungewisse

Ein Aufbruch ins Ungewisse. Ja, so kann man die Reise der Auswanderer beschreiben. Was sie dabei alles durchmachten ist für uns ganz und gar undenkbar!

Als erstes stellte sich natürlich die große Frage: Was nehmen wir mit? Was lassen wir zurück? Das Gepäck beschränkte sich auf das Allernötigste. Fast ihr ganzes Hab und Gut mussten die Auswanderer zurücklassen – Wertsachen und Schmuck, Kleidung und Haushaltsgegenstände, sofern dieses nicht vorher zu Geld gemacht werden konnte. Alles, was Erinnerungen an eine glückliche Zeit in der Heimat weckte und alles was ihnen wichtig war und am Herzen lag.

Die Fahrkarte für das Schiff, auf dem viele Menschen die Überfahrt wagten, war sehr teuer. Nur die wenigsten konnten sich die erste oder zweite Klasse leisten. Dort waren jedoch die sichersten Plätze, ganz im Gegenteil zur dritten und vierten Klasse. Diese waren zwar günstiger, dafür aber auch viel unkomfortabler und gefährlicher, da sie sich unter der Wasserlinie befanden. Zehn Prozent aller Menschen, die sich in den günstigsten Klassen einschifften, überstanden die Überfahrt nicht. Wenn überhaupt, gab es nur viel zu wenige Rettungsboote. Die Kajüten waren so klein, dass sich oft mehrere Menschen auf einmal in die winzigen Betten zwängen mussten.

Wer die Überfahrt überstand, hatte eine gute Aussicht auf ein Leben in Amerika. Bei der Ankunft wurden viele Fragen gestellt, weil keine Analphabeten oder Kranken in das Land aufgenommen wurden. Einige der Fragen lauteten z.B.: Wie heißen Sie? Sind Sie männlich oder weiblich? Aus welchem Land kommen Sie? Können Sie lesen und schreiben? Die Menschen, die bleiben durften, wurden auf Krankheiten untersucht. Wer gesund war, bekam eine Chance auf ein neues Leben in Amerika. Wer jedoch nicht gesund war, musste in seine Heimat zurückkehren.

Johanna Keller und Anna-Zoé von Darl

Maria

Der Weg vor ihren Füßen ist noch nass vom Regen. Maria atmet tief durch. Jetzt kann ihr neues Leben beginnen.

Der Kutscher des Pferdewagens, mit dem sie und ihre Familie nach Salzburg gefahren waren, verabschiedet sich. Ein bisschen wehmütig sieht sie ihm nach, bis der Wagen nicht mehr zu sehen ist. Dann nimmt sie ihre kleine Schwester Mathilda an die eine und einen Korb mit Bettwäsche in die andere Hand. „Bis zum Bahnhof sind es noch ungefähr 20 Minuten zu Fuß.“, ruft ihr Vater fröhlich. Rudolf, ihr älterer Bruder, schleppt am meisten. Er nimmt die Federbetten und zwei volle Körbe. Marias Mutter trägt den zweijährigen Otto auf dem Rücken und eine Tasche mit Geschirr über der Schulter. Ihr Vater trägt zwei weitere Körbe. Das ist alles. Mehr konnte die Familie nicht mitnehmen.

Auf dem Weg zum Bahnhof wird gesungen, die Idylle eines Wanderausflugs macht sich breit. Doch der Weg führt nicht wieder zurück. Auch wenn es letzte Nacht geregnet hat, strahlt die Sonne heute besonders. Normalerweise würde Maria sich darüber freuen, doch heute vierzieht sie das Gesicht. Sie trägt 3 Kleider übereinander, damit sie mehr mitnehmen können. Um sich abzulenken denkt Maria an ihr altes Haus zurück. Das schöne Fachwerkhaus, der blühende Garten, die Weizenfelder, in denen Rudolf, Mathilda und Sie so gerne gespielt hatten und Karla, ihre einzige Kuh, die immer zuverlässig Milch gab. Sie lächelt. Ihr altes Leben war schön gewesen. Ruhig und beschaulich. Nur das Geld war knapp. Nicht selten kam es vor, dass sie und Rudolf, als älteste Geschwister, hungrig ins Bett mussten.

Ihr Vater hatte genug von dieser Lebensweise, er wollte seiner Familie etwas bieten und so fuhr er nach Amerika. Ins Land der Träume. Maria mag diesen Ausdruck, auch wenn er nur auf einer Werbetafel stand. Er gibt ihr Hoffnung auf ein besseres Leben. Vor zwei Wochen kam Vater wieder. Tatsächlich wollte er sie nach Amerika mitnehmen.

Maria wäre vor Freude beinahe in die Luft gesprungen. Sie war stolz, bald eine richtige Auswanderin zu sein. Doch die Freude verflog, als der Vater den Hof, die Felder und alles was sie nicht mitnehmen konnten verkaufte. Da bekam sie Angst. Wenn jetzt etwas schiefging würden sie als Bettler auf der Straße enden. Jeder für sich vermisst einen Teil der alten Heimat, dessen Erinnerung sie wohl für immer im Herzen tragen würden, doch alle freuten sich auf die nahe Zukunft, die so viel Glück versprach und die das Heimweh ganz langsam, Stück für Stück verdrängen würde.

Während sie noch ihren Gedanken nachhängt, bleibt ihr Vater stehen. Als Maria ihre Umgebung das erste Mal wahrnimmt, wäre sie vor Erstaunen beinahe umgekippt. Die Luft ist erfüllt von Stimmen, gehetzte, lachende, schwatzende Menschen. Alle, von fröhlicher Stresstimmung angetrieben, beeilen sich, ihre Züge zu erwischen. Schaffner, Körbe und Koffer in allen Farben. Die Familie steht inmitten des Trubels, vor Staunen erstarrt.

Es dauert bis sie endlich in den Zug steigen. Es ist das erste Mal, dass Maria einen Zug sieht. Sie ist beeindruckt von den riesigen Maschinen, die, wie von selbst, große

Strecken zurücklegen, doch als die Eisenbahn lautes Rattern und Pfeifen von sich gibt, greift sie doch lieber schnell den Arm ihrer Mutter. Mehrere Tage fährt die Familie, bis sie endlich in Hamburg ankommen. Sie sind schmutzig und hungrig, dennoch ist ein großer Schritt getan. Als sie aus dem Zug steigen liegt er vor ihnen.

Der Hafen. Fast schon zum Greifen nahe. Doch bevor sie sich die große Reise mit dem Schiff in ihren Gedanken ausmalen kann, wird Maria weggezerrt und in eine Kutsche gesetzt. Mathilda umklammert ihre Hand. Otto weint, die Mutter versucht ihn zu trösten. Vater und Rudolf steigen als letzte dazu. „Wir kommen jetzt in die Ballinstadt.“, hört sie die Stimme ihres Vaters wie durch Watte. Ob es eine gute oder schlechte Nachricht ist, lässt sich nicht heraushören. Die folgenden Tage sind furchtbar. Sie werden untersucht, alles wird geprüft, schließlich möchte die Schifffahrtsgesellschaft nicht, dass sie auf ihre Kosten zurückgeschickt werden. Doch nach vier Tagen ist es endlich soweit. Die Familie steht vor dem riesigen Schiff. Nur noch wenige Meter trennen sie von der Eintrittskarte in ein neues Leben.

Dass die Fahrt lang wird, ist Maria mehr als bewusst. Doch die Bedingungen hätten nicht schlechter sein können. Von dem Erlös des Hofes wollen sie sich eine Wohnung in New York kaufen. „Was zum Wohnen da war wird auch zum Wohnen verwendet.“, rechtfertigt Vater diese Entscheidung, doch man sieht ihm an, dass er mit der engen Kajüte, die ihnen zugewiesen wurde, nicht zufrieden ist. Besonders als noch eine weitere fünfköpfige Familie hineingeschickt wird. Die jungen Eltern sind mit den drei kleinen Mädchen sichtlich überfordert. Da die Kajüte nur sechs Betten hat, müssen sich alle eins teilen. Über ihnen schläft Dirk, der junge Vater, mit seiner ältesten Tochter Annaliese. Nur Rudolf bekommt ein eigenes Bett.

Es wird Nacht. Maria kann nicht schlafen, sie liegt wach im Bett. Schließlich steht sie auf und schließt leise die Kajütentür. An Deck ist es ruhig. Sie steht an der Reling und hört den Wellen zu. Sie schließt die Augen, für einen Moment fühlt sie sich unendlich frei. Die Weite des Meeres steht in so großem Gegensatz zur engen Kajüte im Schiffsinnen. Maria wird müde. Langsam geht sie zurück in ihr Bett. Sie hört Mathildas ruhigen Atem und schläft endlich ein.

In den nächsten Tagen passiert nicht viel. Die beiden Mütter freunden sich an, Dirk und Rudolf unterhalten sich über einige moderne Sportarten und Pferderennen, auch sie verstehen sich gut. Marias Vater liegt im Bett. Er hat sich mehrfach übergeben und ist sehr blass. Maria, Annaliese und deren kleine Schwester Greta kümmern sich gut um ihn. Und selbst der kleine Otto hat in der kleinsten Schwester Lotte eine Spielgefährtin gefunden.

Die Zeit vergeht nur langsam, Vorräte werden aufgebraucht. Alle drei Wochen ist Washtag. Doch bald können sie sich das auch nicht mehr leisten. Die Tage vergehen schneller, werden zu Wochen, doch eines Tages ertönt der ersehnte Schrei: „Land in Sicht!“ Jubeln, Schreien, Lachen. Freudentränen kullern über Marias Wangen. Die verlorengelaubte Hoffnung ist endlich wieder eingeleitet. Maria ist froh, endlich angekommen zu sein.

Die Passagiere, die in der ersten und zweiten Klasse fahren, kommen direkt bis nach New York durch. Weil sich Marias Familie aber nur die dritte Klasse leisten konnte,

steigen sie in Ellis Island aus. Jetzt sind sie da. Maria sieht sich fasziniert um. Überall laufen Ärzte und andere Mitarbeiter durch die Menschenmassen und schreiben mit Kreide Buchstaben auf die Jacken der Menschen, die krank aussehen, oder zumindest Anzeichen von Krankheiten zeigen. Maria fragt ihren Vater was die Buchstaben bedeuten. Er erklärt ihr, dass ein „B“ für „Back“ also Rückenprobleme steht und das „E“ für Eyes, also Augenprobleme, während ein „P“ „Physical and Lungs“ bedeutet, also körperliche Einschränkungen. Mehr weiß ihr Vater nicht darüber, doch er weiß, dass in der Nähe der Arztpraxis eine Tafel mit allen Zeichen und ihren Bedeutungen steht. Außerdem erklärt er ihr, dass Krüppel oder kranke Personen zurückgeschickt werden. Aber auch wenn man gesund ist muss man einen Fragebogen ausfüllen, mit Fragen wie: „Sind sie männlich oder weiblich?“ oder „Sind sie verheiratet?“ Von den Antworten abhängig wird dann entschieden, ob man weiter nach New York darf oder wieder zurückmuss.

Auch Marias Eltern füllen einen Fragebogen aus. Sie haben die richtigen Antworten gegeben, denn sie werden zur Weiterfahrt nach New York zugelassen. Zusammen mit vielen anderen Menschen werden sie in einer Eisenbahn zu ihrem Ziel gefahren. Es ist voll und stickig, aber Maria ist glücklich, dass sie es so weit geschafft haben und nicht zurückgeschickt wurden. Sie schaut zu Mathilda, sie sitzt auf dem Schoß ihrer Mutter und schläft. Noch zwei Stunden, dann sind sie da.

Als sie in New York ankommen, erkunden sie zuerst die Gegend, um die Wohnung zu finden in der sie für ein halbes Jahr wohnen dürfen. Sie wurde ihnen in Ellis Island zugeteilt. Sie teilen sie sich mit einer anderen Familie, einem jungen Mann, seiner Frau und ihren zwei Söhnen. Diese Familie lebt schon seit fünf Jahren in New York, sie ist damals von Köln hierher ausgewandert. Es ist eng in der Wohnung mit 11 Personen, doch es ist schön Leute zu kennen, die auch Deutsch sprechen. Der jüngere Sohn ist 14, also ein Jahr älter als Maria. Er heißt Edmund und hilft ihr beim Englisch lernen. Sein großer Bruder ist 18 und arbeitet am Bahnhof, er heißt Josef.

In diesem halben Jahr finden auch Marias Vater und Rudolf Arbeit, sie sind nun am gleichen Bahnhof wie Josef angestellt. Dort verdienen sie genug Geld, dass es zum Leben und sogar für eine eigene Wohnung reicht. Maria geht in New York zur Schule, findet schnell neue Freunde und spricht sehr gut Englisch. Sie ist nun wirklich in ihrer neuen Heimat angekommen und fühlt sich sehr wohl.

Romy Stadler und Sinja Daniel

Auf in die Zukunft

ich heiße Jala und bin 26 Jahre alt. Ich lebe jetzt schon seit 10 Jahren in Deutschland. Ursprünglich stamme ich aber aus Ghana. Das liegt in Westafrika. Von meiner aufregenden Flucht nach Deutschland möchte ich euch aber unbedingt erzählen:

Ich sprang fast vor Freude in die Luft, als ich eines Morgens von meiner Tante erfuhr, dass wir nun endlich genug Geld für die Flucht nach Deutschland besaßen. Dass es eines Tages so weit sein würde, hätte ich mir vor ein paar Monaten nie träumen las-

sen. Endlich hatte ich Aussicht auf eine Schulbildung und meine Tante auf einen besseren Beruf. Dann ging es los...

Als erstes quetschten wir uns mit den nötigsten Dingen und riesigen Menschenmassen in ein kleines Boot am Hafen. Von dort aus begann die Überfahrt, die den ersten Teil der Reise einnahm. Insgesamt dauerte diese eine Woche. Doch das war mehr als genug, denn die Kajüten waren sehr eng und wir mussten zu dritt in den winzigen Betten schlafen.

Dann geschah etwas Schreckliches: Schon am dritten Tag kenterte das Boot und die Hälfte der Menschen ertrank vor meinen Augen. Meine Tante und ich hatten das große Glück uns zusammen mit vielen anderen in eines der völlig überfüllten winzigen Beiboote retten zu können. Das war das grausamste Erlebnis meines Lebens – dachte ich....

Nach weiteren vier, scheinbar endlosen langen Tagen erreichten wir endlich die Küste von Saudi-Arabien. Von dort aus ging es für uns beide und die anderen, die nach Deutschland wollten, mit einem großen Bus weiter durch den Irak in die Mitte der Türkei.

Dort mussten wir aussteigen. Ich war im Grunde ziemlich froh darüber, da die Fahrt sehr unbequem war. Es gab keine Toiletten und bei jeder Polizeikontrolle mussten wir uns unter den Sitzen verstecken. Das einzig Gute daran war, dass wir auf dem Weg in eine verheißungsvolle Zukunft waren.

Doch schon kurz darauf erwartete uns eine böse Überraschung. Wir wurden von der türkischen Polizei festgenommen, weil Flüchtlinge in der Türkei nicht erwünscht waren.

Einen ganzen Monat lang mussten meine Tante und ich in zwei stickigen und engen Zellen verbringen. Schließlich wurden wir dann aber doch freigelassen.

Unser Fluchtweg führte uns auf eine Brücke. Wir wagten den Sprung auf einen Zug. Dieser brachte uns nach Bulgarien. Dann ging es zu Fuß weiter. Tag für Tag, Monat für Monat verging. An der Grenze zu Österreich hatten wir das große Glück, dass uns ein Lastwagenfahrer bis nach Deutschland mitnahm. Dort wurden wir in einem Flüchtlingsheim aufgenommen.

Meine Zukunft begann ...

Johanna Keller und Anna-Zoé von Darl

Mahla oder wie ich beinahe die Hoffnung verlor

Ich zittere. Mir ist kalt. Unglaublich kalt. Mahla schmiegt sich in meine Arme. Sie hat Angst. Genau wie ich. Ich will sie trösten, doch die klirrende Kälte hält mich davon ab. Um mich herum ist es dunkel. Ich höre Schluchzen, weinen, ganz leise. Ich kann keine Tränen mehr vergießen. Sie sind aufgebraucht. Meine Stimme zittert, ich singe leise. Mahlas Lieblingslied. Ich wiege sie in meinen Armen, möchte dass sie einschläft, dass sie von all dem Elend nichts mehr mitbekommt. Sie soll träumen. Von unserer Zukunft. Ich möchte, dass sie im Schlaf alles Schlimme vergisst. Es vergeht viel Zeit bis sie endlich ihre Augen schließt. Ihr Kopf liegt auf meinem Schoß, sie at-

met ruhig. Ich höre auf zu singen. In meinen Gedanken erinnere ich mich an früher. An unser wunderschönes Zuhause. Wir wohnten in einem Dorf, mein Mann, sein Bruder, unsere vierzehnjährige Tochter Mahla und ich. Eine Erinnerung berührt mich besonders. Wir sitzen in unserem Garten, die Sonne scheint, alles ist so friedlich. Wir lachen. Mahla ist glücklich. Damals ahnten wir nicht, dass das unser letzter Sommer zuhause sein sollte.

Die Panzer rollen, Flugzeuge fliegen über uns hinweg und in der Ferne hört man Bomben explodieren. Uns allen ist klar, dass der Krieg kommt. Mahla packt ihre Kopfhörer und ihren I-Pod in den Rucksack. Ich packe auch. Nur das Nötigste, bloß nicht zu viel mitnehmen. In der Nacht ist es so weit. Eine Träne kullert über meine Wange als die Tür ins Schloss fällt. Ein letzter Blick noch, auf unser Haus, die Wäscheleine hängt einsam im Garten. Ich werde von meinem Mann weggezerrt. Wir laufen durch die Städte. Viele sind zerbombt, wir sehen verwahrloste Häuser. Ich erkenne das Land, in dem ich aufgewachsen bin kaum wieder. Alles wirkt verändert, zerstört. Eine trostlose Landschaft, so ganz ohne Menschen. Mahla ist in den letzten Wochen unerträglich geworden. Sie will nicht mehr laufen. Ich kann sie verstehen, dennoch müssen wir weiter. Der Weg ist weit, doch wir sind bestimmt schon nah am Ziel. Ich versuche ihr Mut zu machen, doch sie macht es mir schwer, will nicht mit mir reden, wird wütend. Ich kann ihr Verhalten nachvollziehen, aber es geht nicht anders. Wir müssen weg! Ich habe mein Zeitgefühl verloren, so lange laufen wir jetzt schon durch das Land. Mein Mann sorgt gut für uns, er motiviert und tröstet uns. Durch ihn verlieren wir nie den Mut. Ich liebe ihn so sehr. Die Flucht schweißst uns alle zusammen, nur Mahla wehrt sich dagegen. Es macht mich traurig. Nach vielen Wochen kommen wir endlich in eine große Stadt, von der aus wir mit einem Kühltransporter weiterfahren sollen. Mahla wird immer stiller. Sie läuft nachdenklich neben uns her. Ich habe Angst um sie. Jeden Tag mehr. Sie musste so viel zurücklassen, so viel wie wir alle. Ich möchte meine Liebe zu ihr nicht verlieren. Jedoch befürchte ich, dass sie mich schon längst nicht mehr als ihre Mutter ansieht.

Es ist kalt im Kühltransporter als ich mir alles in Erinnerung rufe. Die Tränen fließen jetzt doch. All die Angst und die Wut... Die Flucht ist etwas Furchtbares.

Romy Stadler

Mitarbeiter in der Ballinstadt - Ohne Heimat sein heißt leiden

Ich erkundigte mich persönlich bei dem ehemaligen Mitarbeiter, Simali Raig

Redaktion: Guten Tag Herr Raig, schön dass Sie gekommen sind.

Raig: Schönen Abend.

Redaktion: Sie waren früher Arbeiter in der Ballinstadt und sind mittlerweile selber 94 Jahre alt. Wie ist es damals dazu gekommen?

Raig: Obwohl es jetzt wirklich schon lange her ist, kann ich mich an die Arbeit dort noch gut erinnern denn es hat mich wirklich sehr geprägt. Ich wollte in meinen jungen Jahren selber nach Amerika auswandern und war froh über die Hilfe die ich damals bekommen hatte. So wollte ich dann, als ich in Amerika abgelehnt wurde, denen hel-

fen die ihre Reise noch vor sich hatten und die nicht das gleiche erleben sollten wie ich. Ja, das war der Grund warum ich als Arbeiter in der Ballinstadt gelandet bin.

Redaktion: Sie haben also selber diese Reise erlebt? Was haben Sie daraus mitgenommen und vor allem, warum wollten Sie auswandern?

Raig: Ja die Reise habe ich erlebt und tatsächlich auch viel daraus mitgenommen. So konnte ich die Personen in der Ballinstadt viel besser verstehen und konnte mehr Mitgefühl zeigen. Ich wollte nach Amerika, weil ich schon immer wissen wollte, wie es woanders ist. Ich fand es aufregend außerdem wollte ich ein reicher Mann werden.

Redaktion: Aber da Sie abgelehnt wurden, haben sie hier auf der Veddel anderen geholfen und sie versorgt! Was waren die Gründe der Bewohner von Ballinstadt? Warum wollten sie auswandern?

Raig: Die Bewohner von Ballinstadt waren aus den unterschiedlichsten Gründen bei uns. „Meine Kinder sollen lesen und schreiben lernen. Vielleicht sogar dort studieren, wenn sie wollten.“ „Ich will das Handwerk ausüben was ich erlernt habe. Hier bin ich nur ein einfacher Mann ohne Arbeit.“ So etwas waren Beweggründe oder sie wollten wie ich damals, einfach nur ein Abenteuer erleben oder reich werden.

Redaktion: Was waren die Aufgaben der Mitarbeiter und Helfer, gab es Kriterien, nach denen man eingestellt wurde?

Raig: Im Großen und Ganzen wurde jeder eingestellt der bei uns arbeiten wollte, da es eigentlich immer zu wenig Arbeiter und Helfer gab und die Verwaltung es sich gar nicht hätte leisten können wählerisch zu sein.

Redaktion: Und was waren ihre Aufgaben? Konnte man sich da was aussuchen oder mussten Sie alles machen was gemacht werden musste?

Raig: Aja, wir mussten alles machen was es zu tun gab, da war nichts mit aussuchen. Von Essen ausgeben bis die Seife in den Duschen wechseln. Es gab einen geregelten Speiseplan: morgens gab es Tee und Kaffee, sowie Brot und Aufstrich. Mittags aß man Suppe und Fleisch oder Fisch mit Kartoffeln und Gemüse. Abends mussten wir Tee, Brot mit etwas Zukost wie Wurst, Käse, Gulasch und Ragout zubereiten. Das Essen war nicht gut. Meine liebste Beschäftigung und Aufgabe war das Zuhören.

Redaktion: Hatten Sie denn Freunde dort oder Personen mit denen Sie sich besonders gut verstanden haben? Oder haben Sie sich emotional total davon abgeschottet?

Raig: Ich hatte einen Freund. John war 22 Jahre alt und wollte in Hamburg dem Militärdienst entfliehen. Er wollte auf einem Schiff als Zimmermann anheuern und nach Amerika ziehen um dort Mühlenbauer oder ähnliches zu werden. Auf jeden Fall wollte er glücklich werden und Wohlstand haben. Er war ein netter Kerl. Redaktion: Waren Sie sehr traurig als er Ballinstadt verließ?

Raig: Dazu ist es leider nicht gekommen. Er starb an einem Virus 2 Tage bevor es losgehen sollte. Wir standen uns sehr nah.

Redaktion: Aber Sie haben ihn in guter Erinnerung behalten.

Raig: Ja das habe ich.

Redaktion: Sind Sie im Allgemeinen froh in Ballinstadt gearbeitet zu haben?

Raig: Auf jeden Fall. Ich weiß es viel mehr zu schätzen, dass ich ein Zuhause, Frau und Kinder bei mir habe und sicher und unterfolgt leben kann. Ich würde mir wünschen, dass alle ihren Wohlstand so zu schätzen wissen wie ich. Man sollte dankbar sein für alles was man hat.

Redaktion: Dankbarkeit ist ein gutes Stichwort. Vielen Dank, dass Sie mir alle meine Fragen so ausführlich beantwortet haben. Ich habe viele Eindrücke gewonnen und habe nun eine andere Sicht auf die Dinge. Ich bin sehr berührt.

Raig: Danke dafür, war mir eine Ehre.

Thea Hellmann

Not

Viel haben sie hinter sich,
denken kann man es sich nicht.
Die Not zwang sie zu fliehen,
aus der Heimat zu ziehen.

Lang war die grausame Flucht,
traf ihr Herz mit großer Wucht.
Tief versteckt im Bauch vom Boot,
plagte sie erneut die Not.

Sie sehen oft anders aus,
heißen nicht Tom, Anna, Klaus.
Sie stammen aus Ländern fern,
bleiben würden sie so gern.

Manche kamen nie ans Ziel,
das Meer verschlang ihrer viel.
Eine neue Zeit hat der,
der's bezwang, das große Meer.

Anna-Zoé von Darl

Der Geruch von Glück

In meinen Träumen sah ich sie. Ihre erschlafften Gliedmaßen, ihre leeren Augen, ihre fahle Haut. Und ich hörte ihre Schreie. Ihr Weinen. Ihr Beten. Ich sah wie sie sie mitnahmen. Ich sah, wie sie sich hinrichtete. Ich sah, wie sie ihre Leichen verbrannten. Wie sie Kinder verbrannten, Mütter und Väter, Brüder und Schwestern. Sie gingen von Haus zu Haus. Suchten und suchten. Fanden sie einen, so zerrten sie ihn auf die Straße, bis hin zu einem Wagen, der schon vollgestopft war mit Menschen. Wie Vieh, das zur Schlachtbank gefahren wird. Nur, dass sie kein Vieh waren, sie waren Juden. Meine Mutter war Jüdin, mein Vater war Jude, mein Bruder war Jude. Meine Schwester war Jüdin. Ich war die einzige noch Lebende.

Ich war bei den Nachbarn, als sie kamen. Wir versteckten uns im Keller. Und ich betete, dass die Nazis meine Familie nicht finden würden. Doch sie fanden sie. Ich hörte ihre Schreie. Es waren die furchtbarsten Laute, die ich jeh gehört hatte. Nach ein paar Minuten war wieder Stille. Eine unerträgliche Stille. Eine tote Stille. Seit drei Tagen war ich auf der Flucht. Meine Beine schmerzten vom Laufen. Sie schienen förmlich nach einer Pause zu schreien. Mein ganzer Körper lechzte nach Ruhe.

Doch ein Gefühl, dass ich vorher noch nie hatte, trieb mich voran. Hoffnung. Sie schien, wie das Blut durch meine Adern zu fließen. Sie erfüllte mich, gab mir die Kraft, immer weiter zu laufen, immer weiter zu glauben, immer weiter zu atmen. Ich hatte ein Ziel vor Augen. Amerika. Den Schlüssel zu meinem Glück kannte ich: Ballin Stadt.

Zehn Tage war ich nun schon unterwegs. Mein Essen neigte sich langsam aber sicher dem Ende zu. Geld hatte ich auch kaum. Die Nazis nahmen alles mit, was sie bei uns finden konnten. Mir waren nur zweihundert Mark geblieben Sie waren alles was ich hatte. Das Geld, ein Traum, und eine Chance auf das, was als Leben bezeichnet wurde.

Zwanzig Tage lief ich nun schon. Ein paar Mal wäre ich fast entdeckt worden. Ich hörte die Springerstiefel auf dem Asphalt. Ich hörte ihre rauen, grausamen Stimmen. Geräusche, die ich wohl nie vergessen werde. Doch sie entdeckten mich nie. Ich versteckte mich in Gräben und Büschen. Jedes Mal hielt ich gebannt die Luft an, bis sie wieder weg waren. Seit zwei Tagen jedoch hatte ich nichts mehr zu essen und der Hunger schien mich förmlich von innen heraus zu verschlingen, Doch ich musste weiter und durfte nicht an ihn denken.

Hunger. Hunger! HUNGER!!! Es war das Einzige, an das ich denken konnte. Er zerfraß mich. Er zerriss mich. Doch ich konnte in keinen Laden gehen, ohne als Jude enttarnt zu werden, ohne zu sterben. Mit einem Mal gaben meine Beine unter mir nach. Hilflos stürzte ich zu Boden. "Das muss das Ende sein", dachte ich mir. "Vor Hunger umgekommen." Plötzlich pikste mir etwas von hinten in den Rücken. Mein Sterbebett hatte ich mir eigentlich weicher vorgestellt. Mit letzter Kraft drehte ich mich um und entdeckte ... BEEREN. Ich war direkt in einen riesigen Himbeerstrauch gestürzt. Die kleinen rosa roten Früchte schienen mir fröhlich entgegen zu lachen. Gierig stopfte ich mir eine nach der anderen in den Mund. Nach nie schien etwas so gut geschmeckt zu haben, wie diese Himbeeren. Sie schmeckten nach Leben. Nur noch wenige Meter, dann hatte ich es geschafft. Dann waren die anderthalb Monate der Flucht nicht umsonst gewesen.

Ich betrat das große Gebäude und mir schlug sofort ein Geruch entgegen. Viele würden ihn als Gestank bezeichnen, doch für mich war es der Geruch von Glück.

Anica Obst

Aus Liebe

Der erste Schuss fällt. Ein Schrei. Der Körper neben mir erschlafft und sinkt leblos zu Boden. Ein weiterer Schuss. Und noch einer und noch einer. Immer mehr Schüsse, immer mehr Schreie, immer mehr Leichen. Panisch sehe ich mich nach meiner kleinen Schwester um. Der aufwirbelnde Sand brennt in meinen Augen und der Geruch von Schießpulver fühlt sich ätzend in meinen Lungen an. Doch ich kämpfe mir weiter meinen Weg durch die aufgewühlte Menge. Hektisch greife ich Mayla am Handgelenk und ziehe sie mit mir. Raus aus dem Schlachtfeld, raus aus der Todeszone.

Ein weiterer Kugelhagel stürzt auf uns ein. Weitere Körper sinken leblos zu Boden. Doch wir rennen weiter. Wir folgen unserem Weg, unserem Weg ohne Ziel. Ich sehe

Menschen beten. Sie beten um Vergebung oder einfach nur um Hilfe. In diesem Moment schwöre ich, sollte ich dieses Massaker überleben, so würde ich dafür sorgen, dass meine Schwester in Sicherheit aufwächst. Ich will ihr ein angemessenes Leben ermöglichen. Ein Leben, das sie verdient hat. Ein lebenswertes Leben. Ich spüre Gewicht an der Hand, an der sie sich festhält. Im Laufen drehe ich meinen Kopf. Meine kleine Schwester verlassen die Kräfte, sie ist schließlich erst fünf. Ich halte kurz inne, als plötzlich ihr linkes Bein nachgibt. Ein riesiger Blutfleck zeichnet sich durch den dünnen Stoff ihrer Hose ab, rund um die aufklaffende Einschusswunde.

Ohne weiter drüber nachzudenken, werfe ich mich über sie. Ich versuche jeden Zentimeter ihres zarten Körpers mit meinem abzudecken. Ich höre wie sie weint. „Keine Angst“, flüstere ich, „dir wird nichts passieren. Ich bin für dich da.“

Eine grobe Hand reißt plötzlich brutal meinen Kopf in die Höhe. Ein raues Lachen, das Klirren einer Klinge. Die Augen meiner kleinen Schwester weiten sich vor Schreck. Ihr Mund öffnet sich zu einem markerschütternden Schrei. Und da weiß ich, was mich erwartet. „Ich liebe dich Mayla, vergiss das nie.“ Es sind meine letzten Worte, bevor ich schweißgebadet aufwache. Doch es sind die wichtigsten, die ich je gesagt habe.

Anica Obst

Ein Junge macht sich auf den Weg

Ich habe Ziele. Ich möchte Architekt werden, aber das ist hier in Ghana, meinem Heimatland, nicht möglich. Wenn man 16 Jahre alt ist, keine Familie bei sich hat, die einen unterstützen könnte und auf der Straße lebt, hat man keine großen Chancen. Ich kann nicht zur Schule gehen, kenne niemanden bei der Regierung der mit helfen kann. Ohne diese Beziehungen kannst du deine Träume in den Wind schießen.

Aber ich gebe nicht auf! Meine einzige Hoffnung sind meine Eltern in Deutschland. Sie haben mich verlassen, als ich 12 Jahre alt war. Sie ließen mich bei einer Freundin, die starb als ich 15 war. Meine Eltern wurden über den Tod von Gúana informiert, aber weder meldeten sich bei mir, noch holten sie mich zu sich.

Ich schlug mich irgendwie durch und auch heute komme ich so gerade eben über die Runden. Ich versuche bei netten Leuten unterzukommen und Ihnen im Gegenzug zu helfen. Aber manchmal muss ich in den heißen Nächten auch draußen auf der Straße schlafen.

Meine Haut ist ledrig geworden. Ich habe seit mehreren Wochen kein Bad mehr genommen, geschweige denn etwas Richtiges gegessen. Ich ernähre mich hauptsächlich von Essensresten oder abgelaufenen Lebensmitteln der Supermärkte. Wären meine Eltern in Ghana geblieben, wäre ihr Kind nicht so verwahrlost und heruntergekommen. Ich bin abgesackt. Vom lieben Jungen, der Zuhause immer hilft wo er kann, zum kriminellen Straßenkind, das sich Essen und etwas zu trinken irgendwie beschaffen muss.

Ich bin wütend auf meine Eltern, sehr wütend! Wenn sie mir wenigstens Geld schicken oder sich melden würden. Aber nein, nichts dergleichen. Dabei wissen sie genau, dass es nur noch ein bis zwei Jahre hin ist, bis die Polizei mich offiziell ins Gefängnis stecken kann. Ich weiß echt nicht viel. Ich bin gelinde gesagt dumm. Aber eines weiß ich ganz genau: Wenn ich nach Deutschland will, dann jetzt!

Ich besitze kein Telefon, deshalb erleichtere ich den Händler, der die Straße runter seine Ware verkauft, um seins. Er ruft mir hinterher und versucht mich einzuholen, aber die wohlhabenden Menschen hier essen viel und bewegen sich wenig. Ich bin dünn, sportlich, immer auf der Flucht und deshalb viel schneller als er. Ich meine weit genug weg zu sein und wähle die Nummer der Auskunft. Ich frage nach Chidera und Orma Obi. Es dauert lange bis sie Chidera Obi finden und mich mit der Nummer verbinden. Es klingelt lange. Ich bin kurz davor aufzulegen, doch jetzt hebt jemand ab. „Mutter?“ „Wer spricht denn da?“ „Aved, hier ist Aved“ antworte ich und langsam kommt mir die Stimme bekannt vor. „Aved? Bist du es wirklich?“ Die Stimme am anderen Ende klingt plötzlich brüchig und ich weiß, dass das meine Mutter ist. „Ja ich bin es, ich bin euer Sohn, um den ihr euch 4 Jahre lang nicht gekümmert habt.“ Langsam kocht die Wut in mir auf. „Aved hör mir zu!“ Ich will ihr nicht zuhören. „Nein, du hörst mir jetzt mal zu! Ihr seid weggegangen, als ich gerade mal 12 Jahr alt war, weil ihr mehr Geld haben wolltet. Es hat euch gar nicht interessiert, was mit mir passiert. Euch war das Geld wichtiger als euer Sohn. Nachdem Gúana gestorben ist, habt ihr mich nicht unterstützt oder mir geholfen! Nein, ich lebe auf der Straße und das Telefon, über das wir gerade telefonieren, habe ich gestohlen. Ich bin auf die Hilfe von Leuten angewiesen, die mich noch nicht einmal kennen! Aber meine Eltern, deren Aufgabe es ist, auf mich aufzupassen und mich zu versorgen, sind lieber in Deutschland. Ihr habt mich weniger beachtet, als es wildfremde Leute tun.“ Meine Mutter fängt an zu weinen. Sie soll nicht weinen! Ich will kein schlechtes Gewissen bekommen, sondern alles sagen, was ich zu sagen habe. Ich bin nicht derjenige, der ein schlechtes Gewissen haben sollte, also muss ich mich auch nicht schämen, dass meine Mutter wegen mir weint.

Wo war überhaupt mein Vater? „Wo ist Vater? Interessiert es ihn so wenig, dass er jetzt noch nicht einmal ans Telefon kommt?“ Bei der Frage nach meinem Vater verstummt sie plötzlich. „Mutter? Was ist mit Vater?“ Irgendwas stimmt hier nicht. „Er ist nicht hier“ Kann sie nicht in ganzen Sätzen sprechen? „Lass es mich erklären. Lass mich alles erklären!“

Ich will die Erklärung dringend hören, aber zuerst musste ich wissen, was mit Vater ist. „Erzähle mir alles, aber zuerst muss ich wissen, wo mein Vater ist.“ „Er ist im Gefängnis, aber lass es mich von Anfang an erzählen.“ Vater ist im Gefängnis? Was hat er gemacht? Ich will alles wissen. Aber ich habe Angst, dass ich etwas zu hören bekomme, was mich völlig aus der Bahn wirft. „Als wir vor 4 Jahren nach Deutschland gegangen sind, um eine bessere Arbeit zu bekommen und mehr Geld zu verdienen, wollten wir dich spätestens nach einem Jahr, wenn wir uns eine Existenz aufgebaut haben, nachholen. Aber dazu ist es nicht gekommen. Es ist alles schiefgelaufen.“ Sie fängt wieder zu schluchzen an. „Dein Vater und ich bekamen keine Arbeit und konnten uns deshalb auch keine Wohnung leisten. Das Geld, was wir aus Ghana mitgenommen hatten war für den Flug draufgegangen. Wir wollten nicht, dass du hier bei uns auf der Straße lebst und all den Anfeindungen und bösen oder ge-

nervten Blicken der Passanten ausgesetzt bist. Es war für uns zwei schon schwer genug. Deshalb dachten wir, dass du in Ghana besser aufgehoben bist.

Nach anderthalb Jahren auf der Straße, du musst gerade 14 geworden sein, stellte uns eine nette Dame bei ihrer Reinigungsfirma an. Da dein Vater und ich, trotz der fast zwei Jahre in Deutschland, kaum Deutsch sprachen, war es nicht einfach für uns, sich mit den anderen zu verständigen. Dein Vater fand einen Freund, der aus Togo kommt. Er hat ihm Deutsch beigebracht und dein Vater hat halbherzig versucht, es mir auch beizubringen. Ich habe kaum noch gesprochen.

Als ein Jahr später Gúana starb, wollte ich dich noch dringender zu uns holen. Aber dein Vater sagte, dass das nicht gehen würde. Ich bestand darauf, dass wir das bisschen Geld, was wir hatten zu dir schicken würden und wir schickten es in der Hoffnung, dass du noch in Gúanas Haus wohnst zu ihr. Aber egal, wie oft wir es versuchten, es kam immer wieder zurück.“

Sie hat wieder aufgehört zu weinen und spricht jetzt leise, aber verständlicher. „Ich legte das Geld, was zurück kam immer in einen großen Umschlag. Ich wollte, dass wir, wenn wir genug Geld hatten, davon eine Wohnung mieten, so dass dein Vater nicht mehr sagen konnte, dass du nicht kommen kannst.“

Aber als wir die erste Miete nicht rechtzeitig bezahlen konnten, wollte uns der Vermieter den Vertrag kündigen. Da wurde dein Vater sauer und fing an den Vermieter anzuschreien und zu schlagen. Du weißt ja, wie temperamentvoll er ist!“ Ja, daran konnte ich mich erinnern. „Was ist dann passiert?“ Ich hoffte inständig, dass nichts allzu Schlimmes passiert war. „Sie prügeln sich leider Gottes im Wohnzimmer und auf dem Balkon. Als ich durch die Balkontür trat stürzte sich unser Vermieter vom Balkon. Zum Glück landete er in einer Hecke und tat sich weiter nichts. Jetzt behauptet er, dass dein Vater ihn gestoßen hat und deshalb sitzt er jetzt wegen schwerer Körperverletzung und versuchten Mordes. Sie macht eine Pause und fängt wieder an leise zu weinen.“

Das ist zu viel für mich. Ich spüre wie mir eine Träne die Wange herunterläuft. Dann zwei und dann kann ich sie nicht mehr zurückhalten.

Ich will so dringend nach Deutschland! Ich will ihr helfen und mit einem Nebenjob Geld verdienen. Vielleicht konnte ich ja sogar zur Schule gehen. „Mama?“ so hatte ich noch nie jemanden genannt. „Ja?“ „Kann ich zu euch kommen?“ Ich schäme mich dafür sie, dass zu fragen wo sie gerade sowieso wenig Geld hat. „Ich habe dir eine Sache noch nicht erzählt.“

Ich bete zu Gott, dass es nicht noch so eine grausame Nachricht ist. „Ich habe den Umschlag mit dem Geld in meinem Nachtschrank aufbewahrt. Das müsste für den Flug reichen. Aber es gibt einen Haken, du hast keine Papiere!“ Das stimmte wiederum. Aber das sie das Geld für mich aufgehoben hat, obwohl sie gerade selbst keins hat, rührt mich und zu den Tränen auf dem Asphalt vor mir kommen noch ein paar dazu. „Wenn ich einen Flug finde, bei dem noch Geld übrig bleibt, kannst du dir die Papiere vom Amt machen lassen. In Ghana funktioniert doch alles mit Bestechung!“ Wir haben beide Hoffnung geschöpft und dass man hier so gut wie alles mit Geld machen kann, das stimmte. „Ich schicke dir 100€. Denen im Amt ist die Währung

egal. Besorge dir damit den Pass und alles andere und dann schicke ich dir das Ticket nach Hamburg. Schaffst du das?“ „Ja das schaffe ich“

Ich liebe sie für alles was sie für mich macht und getan hatte. „Das wäre wunderbar, Mutter!“

Ein Monat später ist Aved in Hamburg angekommen. Die Unschuld seines Vaters wurde bewiesen und sie wohnen jetzt in einer 4 Zimmer Wohnung. Aved geht zur Schule und wird in ein paar Jahren seinen Abschluss machen, er wird danach Architektur studieren.

Thea Hellmann

Sehnsucht
nach Ferne
nach anderen Ländern
bald bin ich da
tot

Angst
schlaflose Nächte
zu niemandem Vertrauen
fast keine Hoffnung mehr
geschafft

Anna-Zoé von Darl

Annie Moore, die 1. Einwanderin

Antritt der Reise

Mein großes Ziel ist jetzt New York. Ich, ein 15 jähriges Mädchen aus Cork will in die neue Welt.

Deshalb bin ich von Cork aus zum Hafen gelaufen und steige jetzt in ein Schiff, das mich nach Hamburg bringen soll. Da wird mein Onkel auf mich warten. Die Situation auf dem Schiff hätte ich mir nicht träumen lassen. Ich verlasse meine Heimat und all meine Freunde und Verwandte um einer Zukunft entgegen zu reisen, die weniger arm und dreckig verlaufen soll und dann zwänge ich mich in ein klappriges Boot mit 100 Menschen. Und dabei geht mein halbes Vermögen drauf. Die andere Hälfte werde ich für meine Überfahrt nach Amerika brauchen. Das heißt, ich muss bis dahin sparen wo ich kann. Ich freue mich schon, meinen Onkel in Ballinstadt zu sehen. Aber die Freude schwindet allmählich, da ich die Berichte von anderen Passagieren höre, die meinen, dass alle Orte auf der Reise nach Amerika schmutzig, herabwürdigend, und erniedrigend sind. Aber ich merke auch, wie wir alle den Gedanken daran verdrängen und uns an die Hoffnung klammern. In Hamburg müssen zu Fuß nach Ballinstadt laufen. Eine kleine Erleichterung ist, dass das Gepäck auf Wagen vorgepackt wird.

Ballinstadt

In Ballinstadt treffe ich meinen Onkel. Ich denke, mit ihm zusammen wird es erträglicher sein, zu reisen.

In den nächsten Tagen genieße ich den Park von Ballinstadt und mein Onkel kümmert sich um Karten für ein Schiff.

Am Tag der Abreise spielt die Kapelle. Man hat das Gefühl, dass jetzt alles besser wird. Jeder ist optimistisch eingestellt. Wieder geht es zu Fuß zum Großen Grasbrook.

grau
meine Vergangenheit
für mich vorbei
ich will neues erleben
entwurzelt

Die Überfahrt nach Amerika

Das Schiff ist riesig. Aber die Menschenmengen, die davor stehen auch. Der Onkel und ich können uns nichts Besseres als 4. Klasse leisten. Und selbst das ist für unsere Verhältnisse sehr teuer.

Dann kommt der nächste Schock als wir in der Kajüte stehen, in der wir zu viert schlafen sollen. Sogar zu Hause war mein Zimmer größer. Ich beruhige mich damit, dass ich hier nur schlafen muss. Als ich höre, dass wir 4. Klassenpassagiere nur aufs Deck können, wenn die Herrschaften der 1. Klasse nicht anwesend sind, bin ich schockiert. In den Nächten ist es am schrecklichsten. Es ist nie ruhig. Man hört die Motoren, die sich übergebenden Menschen und das Schnarchen. Über allem liegt der Gestank der Toilette. Die Toiletten hier sind wirklich abscheulich. Das gesamte Deck teilt sich eine.

Am Tag kommt die Langeweile hinzu. Wir vertreiben uns die Zeit mit Geschichten, die vom Glück der Siedler handeln, aber auch davon, was alles schiefgehen kann. Ein Schiffsunglück, bei dem 1883 das Passagierschiff Cimbria von einem englischen Schiff gerammt wurde, machte mir besonders Angst. Bei diesem Unglück verloren 437 Menschen ihr Leben. Wie leicht könnte so etwas auch uns passieren! Langsam glaube ich nicht mehr, dass mein Leben in Cork wirklich so schlimm war um auszureisen.

dunkel
die Geschichten
viele schreckliche Ereignisse
auch wir könnten sinken
Reue

Ankunft in Ellis Island

Als wir nach einem Monat ankommen, sind die Passagiere stark geschwächt und mein Onkel hat an Sehkraft verloren, weil er so wenig draußen war. Wir sind die ers-

ten, die im neu errichteten Registrierungsamt in Ellis Island eintreffen. Da wir Gerüchte gehört haben, dass man, wenn man krank ist, zurückgeschickt wird, tut er so, als sei er gesund. Leider stolpert er über eine Treppenstufe. Wir sind die ersten Passagiere ganz vorne und als wir vorne am Registrierungstisch sind, wird mein Onkel zur Seite gewunken. Mir stellt man in Rekordgeschwindigkeit wie am Fließband Fragen. Ich kann kaum antworten, da kommt schon die nächste Frage. Da ich die erste Einwanderin bin, die sich in Ellis Island registriert, bekomme ich ein paar Silbermünzen als Willkommensgeschenk. Als ich meinen Onkel wiedersehe, ist er so entmutigt, wie auf der gesamten Reise nicht. Er sagt, er dürfe nicht weiter. Er werde zurückgeschickt. In Amerika brauche man keine blinden Menschen. Da müssen wir anfangen zu weinen. Das kann doch nicht wahr sein, dass wir alles auf uns genommen haben und dann in Amerika nicht willkommen sind. Der Onkel tröstet mich, dass wenigstens ich angekommen bin.

In dem Moment wird mein Vorsatz klar, so hart zu arbeiten wie möglich und meiner Familie das Geld zu schicken, als Dank, dass ich es geschafft habe.

golden
am Horizont
meine neue Zukunft
ich kann sie sehen
Sorge

Selma Lucie Saet-Byol Pißler

Verbotene Liebe

Ich spüre ein leichtes Kitzeln in meinem Nacken, während deine Nasenspitze meine Haut streicht und dein Atem meinen Hals angenehm warm umgibt. Dein warmer Atem lässt mein Herz höherschlagen. Deine kleinen zierlichen Hände berühren meinen Bauch und die kleinen Härchen an deinen braungebrannten Armen stellen sich auf. Du scheinst genauso begeistert von unserer Nähe und gibst dich dem Verlangen nach mehr als einer Umarmung hin. Du drehst mich behutsam zu dir. Ich blicke in deine so wunderschönen Augen und lache dich an. Du erwidert mein Lachen. Langsam nähere ich mich deinen Lippen. Wie von Strom durchflossen küsse ich dich voller Erregung. Du packst mich stärker an der Taille und drückst mich an dich heran. Ich befreie mich und schaue dir auf die Stirn. Eine Strähne deines langen Haares hängt dir ins Gesicht. Zärtlich streiche ich die Strähne beiseite und küsse dich erneut. Dann nochmal und nochmal. Bis du mich von dir wegschiebst und ich bemerke, dass du mich nie wirklich geküsst hattest, dass da nie mehr war als diese Umarmung.

Du schaust beschämt zu Boden, um dich vor den Blicken meiner Mutter zu schützen. Da war kein Kuss, da war keine Zärtlichkeit, da waren nur zwei verzweifelte Mädchen und eine noch zornigere Mutter.

Mutter packt mich und zieht mich von dir weg. Erneut beschimpft sie mich, während du noch immer zu Boden schaust. Diese Umarmung soeben, war nicht etwa der Beginn einer Liebschaft, sondern viel eher das Ende einer innigen Freundschaft. Mutter holt aus. Ein Schmerz, welcher mein gesamtes Gesicht durchzieht, trifft meine Wan-

ge. Sie fordert dich auf zu gehen und statt zu widersprechen weinst du nur und verschwindest durch die Tür. Mutter möchte weiter schimpfen, verstummt jedoch plötzlich und setzt sich einfach auf einen Stuhl. Ich bitte sie um Vergebung, allerdings scheint sie mich nicht mehr wahrzunehmen. Nichts als Missgunst und Ignoranz in ihren Augen. Eine „Ausgeburt der Hölle“ hatte sie mich genannt, sie hatte gesagt ich könne bei meinen Gedanken gar nicht ihr Kind sein. Eine verstoßene Tochter scheint ihr lieber als eine lesbische. Ich begeben mich auf mein Zimmer und will unter einem Schleier von Tränen das Nötigste zusammenpacken um das Haus meiner Eltern, vielleicht sogar Ghana zu verlassen. Ich bemerke schnell, dass sich gar nichts wirklich Wichtiges in meinem Besitz befindet. Es gab da nur eine wichtige Sache in meinem Leben, diese jedoch hatte gerade weinend das Haus verlassen.

Liebe
Ein Kuss
Frau und Frau
Sie erfüllt mein Leben
Ausgrenzung
Trauer
Vergangene Träume
Längst verlorene Hoffnung
Noch herum schwebende Gedanken
Angst

Lukas Schniedergers

Interview mit einer Geflüchteten

Mein Name ist Amelie Herzfeld und ich bin heute in einem Hamburger Flüchtlingsheim, um Dima Raman zu interviewen. Sie ist 19 Jahre alt und ist vor einem Jahr aus Niger geflohen. Sie wird von Frau Holzdammer begleitet, die auch für uns übersetzt.

Amelie: Hallo Dima, schön dass du dir Zeit genommen hast mir ein paar Fragen über dich und deine riskante Flucht zu beantworten. Warum hast du die Strapazen und das Risiko einer Flucht auf dich genommen obwohl du wusstest, dass das sehr gefährlich werden könnte?

Dima: Das Dorf, in dem ich mit meiner Familie gelebt habe wurde vom Boko Haram angegriffen. Dabei sind meine Eltern ums Leben gekommen. Ich konnte mich mit meinen Geschwistern verstecken. Wir hatten große Angst.

Amelie: Wo seid ihr nach diesen schrecklichen Erlebnissen hingegangen? Wie viele Geschwister hast du und wie alt sind sie?

Dima: Ich hatte damals 3 Geschwister, 2 Brüder, 14 und 12 Jahre alt und eine Schwester 22 Jahre alt. Wir sind in den Nachbarort zu unseren Tanten geflohen. Sie haben uns auch bei der Vorbereitung für die Flucht unterstützt. In den nächsten Monaten haben wir alle, bis auf meine Schwester, sie ist seit ihrer Geburt blind, hart gearbeitet um das Geld für die Flucht nach Deutschland für mich und meine Brüder zusammen zu bekommen.

Amelie: Warum wolltet ihr gerade nach Deutschland fliehen?

Dima: Aus meinem Heimatdorf ist schon ein paar Bewohnern die Flucht nach Deutschland gelungen und wir haben mit ihnen telefoniert und Bilder gesehen. Sie haben von der Sicherheit und der guten Bildung erzählt. Ich möchte gerne Ärztin werden um den Menschen zu helfen. Leider konnte ich wegen der Unruhen in meiner Heimat noch keinen Schulabschluss machen. Wenn ich hier bleiben darf möchte ich das gerne nachholen.

Amelie: Wie lange dauerte eure Flucht?

Dima: Meine blinde Schwester mussten wir bei meinen Tanten zurück lassen. Auch sie wusste, dass sie den Strapazen nicht gewachsen war. Als Älteste hatte ich jetzt die Verantwortung für meine Brüder. Wir Drei sind wochenlang zu Fuß durch Niger und Libyen gelaufen bis zur Küste. Wir hatten kaum etwas zu essen, meist nur Reste von Fremden und mussten bei Hitze und Kälte im Freien schlafen. In Tripolis mussten wir Männer bezahlen, um mit einem Boot über das Meer zu fahren. Das Boot war sehr alt und teilweise kaputt. Während der Überfahrt kam ein schweres Unwetter auf und mein kleiner Bruder Amari und viele Mitfahrer sind über Bord gegangen. Mein Bruder Kio und ich wollten auch ins Wasser um ihn zu retten. Doch die anderen haben uns daran gehindert. Zum Glück wurden wir nach vielen Stunden der Angst von einem Küstenboot aufgenommen und nach Italien gebracht. Von dort aus sind wir mit einem klapprigen Bus nach Deutschland gefahren. Die Fahrt hat eine Woche gedauert und es gab nicht viel zu essen und zu trinken, wir hatten immer Hunger und Durst. Mit einem traurigen und einem glücklichen Gefühl kamen wir erschöpft in Hamburg am Bahnhof an und nahmen Kontakt zu unseren Landsleuten auf. Sie kamen zu uns und brachten uns zu einer Kirchengemeinde in Altona. Wir waren so glücklich endlich unser Ziel erreicht zu haben. Freundliche Menschen haben uns empfangen und uns etwas zu essen gegeben und wir durften die erste Nacht dort schlafen.

Amelie: Wissen deine Tanten dass ihr jetzt in Sicherheit seid?

Dima: Ja, wir konnten meine Tanten benachrichtigen. Unsere Schwester war sehr traurig darüber, dass unser Bruder auf der Flucht ertrunken ist.

Amelie: Wie ging es dann weiter für euch? Hattet ihr Hilfe?

Dima: Am nächsten Tag brachte uns Frau Holzdammer zur zentralen Erstaufnahme nach Rahlstedt. Dort wurden mein Bruder und ich registriert und medizinisch versorgt. Nach ein paar Tagen wurden wir in ein Flüchtlingsheim nach Altona gefahren. Dort wohnen wir immer noch. Frau Holzdammer hat uns die ganze Zeit begleitet und uns geholfen uns zurecht zu finden. Sie spricht unsere Sprache, denn ihr Mann kommt auch aus Niger. Er lebt schon seit 20 Jahren in Hamburg und hilft auch Geflüchteten. Das hat uns sehr gefreut.

Amelie: Habt ihr euch schon ein bisschen eingelebt und gefällt es euch in Hamburg?

Dima: Es gefällt uns gut in Hamburg und wir haben schon ein paar neue Freunde gefunden. Seit ein paar Wochen gehen Kio und ich in die Schule, in eine internationale Vorbereitungsklasse. Wir sind sehr glücklich wieder lernen zu dürfen. Ich hoffe wir können in Deutschland bleiben, damit ich mir meinen Traum einmal Chirurgin zu werden erfüllen kann.

Amelie: Vielen Dank liebe Dima, dass du mir so offen über deine schwierige und gefährliche Flucht berichtet hast.

Amelie Herzfeld

Meine persönlichen Erfahrungen

Meine beste Freundin kommt aus Afghanistan. Ihre Eltern sind damals vor dem Krieg geflohen. Vor etwa einem Jahr waren wir mit anderen Klassenkameraden in der Cafeteria beim Essen und sie erzählte mir, wie ihre Eltern damals geflohen sind. Ihre Mutter war nicht bei ihrer eigenen Verlobung, da diese in Deutschland war und sie es nicht rechtzeitig geschafft hatte. Außerdem erzählte sie mir viel über ihre Religion, sie ist Muslimin. Ein Junge hörte uns wohl zu, denn er gab aus dem Nichts seine Kommentare dazu ab. Er beleidigte sie, sagte ihr, dass sie wieder zurück nach Afghanistan solle. Ich merkte, wie verletzt sie war und wie sich in mir immer mehr die Wut ausbreitete. Ich schrie ihn an und fragte, wieso er sowas sagte. Auch eine andere Freundin von uns wurde wütend und schrie ihn an. Er entschuldigte sich, aber wirklich ernstgemeint hörte es sich nicht an, was mich traurig und noch wütender zugleich machte. Meine beste Freundin sagte, dass sie oft Kommentare gegen ihre Religion oder gegen ihre Herkunft hört und das man die einfach ignorieren muss. Ich sah aber, dass sie trotzdem sehr verletzt war und den Tränen nahestand.

Sinja Daniel

Menschen, die ankommen

Wir sprachen mit einem 17-jährigen Flüchtling aus Ghana

Migranten und Flüchtlinge können keinesfalls in eine Schublade gesteckt werden, auch nicht in 100 verschiedene. Nicht nur Herkunft, Sprache, Kultur und Glaube unterscheiden sich, sondern auch die Fluchtwege. Einige kommen ganz legal per Flugzeug. Andere sind wochenlang auf dem Landweg unterwegs. Womit die meisten konfrontiert sind, sind Sprachschwierigkeiten. Viele können kein Deutsch. Dadurch ist die Kommunikation mit Behörden und der Außenwelt schwierig. Viele bekommen Behördenpost und lassen sie zunächst liegen, weil sie nichts damit anfangen können. Selten holen sie sich Hilfe. Wenn sie Glück haben, bekommen sie automatisch Hilfe und Unterstützung.

Die meisten besuchen einen Deutschkurs, aber der Erfolg ist unterschiedlich. Um Deutsch zu lernen, tun die Menschen unterschiedlich viel: Einige besuchen Deutschkurse, schauen Fernsehserien und lesen Bücher auf Deutsch. Andere treffen sich mit Freunden und gehen Hobbys nach wie zu Beispiel Fußball und Jugendtreffs, dort lernen sie auch andere Gebräuche kennen und die deutsche Küche lieben.

Viele verharren in ihrer Kultur. Dort bleiben die Frauen zu Hause, kochen, betreuen die Kinder. und halten an ihren alten Gewohnheiten fest.

Die Kinder und Jugendlichen besuchen Internationale Vorbereitungsklassen, kurz IVK, und haben dort 25 Stunden in der Woche Deutschunterricht. Nach einem Jahr kommen sie in reguläre Klassen. Die älteren Kinder schätzen dort das Lernen. Sie lernen Dinge, die über ihren Berufswunsch hinausgehen und erfahren Allgemeinbildung. Dadurch weiß ein werdender Arzt auch über Geografie und Spanisch Bescheid. Das kennen sie aus ihrer Heimat anders.

Häufig schätzen Migranten die Bildung und Schule mehr als gebürtige Deutsche, weil sie wissen, dass dies nicht selbstverständlich ist. Sie haben Ambitionen und sehen ihre Chance etwas zu werden und es zu etwas zu bringen. Während die deutschen Jugendlichen einen Mangel an ihrer Freiheit beklagen und meinen, sie würden zu sehr kontrolliert, gehen die Flüchtlinge davon aus, dass die Jugendlichen nicht wüssten, was gut für sie ist und somit unter die Fittiche genommen werden sollten.

Was sie auch schätzen, ist die Verlässlichkeit, die sie bei den Deutschen beobachten. Sie sehen den geregelten Tagesablauf als etwas Positives an und mögen die Pünktlichkeit. Dies bezieht sich sowohl auf den öffentlichen Raum mit öffentlichen Verkehrsmitteln, als auch auf private Verabredungen.

Was auch völlig neu und positiv für die Migranten ist, ist die Art, mit der man in Deutschland Geld verdienen kann. Während man in Afrika körperliche Arbeit leisten muss, reicht es in Deutschland „wenn man redet und sich unterhält“. Das heißt, es gibt mehr soziale Berufe.

Wir danken unserem Gesprächspartner für seine Offenheit und Auskunftsfreude.

Selma Lucie Saet-Byol Pißler

Eine neue Heimat

Ich heiße Huad, ich bin 8 Jahre alt und lebe jetzt seit einem halben Jahr in Hamburg, in einer Unterkunft extra für Flüchtlinge. Ich möchte euch gerne die Geschichte von meiner Flucht erzählen.

Ich sitze auf dem Boden und spiele mit meiner Schwester Lulayka, sie ist 3 Jahre älter als ich, als plötzlich ein lauter Knall erklingt. Meine Mutter rennt nur wenige Minuten später in unser Zimmer und ruft „Lulayka, Huad, wir müssen hier weg, sofort!“ Wir haben zum Glück alle einen kleinen Notfallkoffer mit ein paar Sachen und ich habe ein kleines Spielzeugauto, meine Schwester eine Puppe. Wir rennen mit meinen Eltern aus dem Haus, da sehe ich schon, woher der Knall kommt. Das Haus neben meinem ist komplett demoliert, die Überreste stehen in Flammen. Mein bester Freund Emre wohnte in diesem Haus, aber wo ist er? Ich sehe überall Menschen aus der Nachbarschaft, vor dem Haus stehen seine Eltern und sein Bruder, aber wo ist er? Ich will gerade hinrennen und seine Eltern fragen, als ich einen Druck am Handgelenk spüre. Mein Vater schleift mich mit, mit den Worten, dass wir sonst unseren Flug verpassen. Unseren Flug? Welcher Flug? Ich frage meinen Vater, er sagt mir, dass wir jetzt keine Zeit zum Reden haben, er erklärt mir alles im Flugzeug. Auf dem Weg zum Flughafen füllt sich mein Kopf mit immer mehr Fragen. Wohin gehen wir? Warum? Woher haben wir die Tickets? Haben wir überhaupt Tickets? Wie lange wird der Flug dauern? Kommen meine Großeltern mit? Wenn ja, wo sind sie? Warum sind sie nicht bei uns? Was werden wir machen, wenn wir da angekommen sind, wo wir hinwollen? Werden wir zurückkommen?

Irgendwann sind wir am Flughafen in Damaskus. Ich weiß nicht, wie lange wir gegangen sind, aber als wir ankommen, ist es dunkel. Meine Füße tun weh vom langen Weg. Vor mir sehe ich ein großes Flugzeug und viele Menschen. Wir müssen durch eine kurze Kontrolle, dann dürfen wir ins Flugzeug. Es ist der erste Flug meines Le-

bens. Nach einiger Zeit starten wir. Irgendwann sind wir hoch oben, weg von der Stadt. Weg von Syrien. Weg von meiner Heimat. Weg von meinen Freunden. Meinem besten Freund Emre. Emre. wo war er? Plötzlich bekomme ich Tränen in die Augen. Was ist, wenn er von der Bombe getroffen wurde? Wenn er tot ist? Ich konnte mich nicht verabschieden. Nicht von ihm, aber auch nicht von all meinen anderen Freunden und Verwandten, die noch in Syrien leben. Und wenn Emre wirklich tot ist, werde ich mich von ihm auch nie verabschieden können. Jetzt geht es nicht mehr, ich fange wirklich an zu weinen. Ich muss zurück!! Ich kann ihn doch nicht alleine lassen! Meine Mutter nimmt mich in dem Arm, sie sagt mir dass alles gut wird. Als ich mich beruhigt habe, sehe ich, dass auch Lulayka weint. Ich merke auch wie ich wieder weinen muss, Lulayka kommt zu mir und umarmt mich.

Wir fliegen jetzt ungefähr fünfeinhalb Stunden und sind schon in Deutschland. Es sieht sehr schön aus und Lulayka und ich schauen die ganze Zeit aus dem Fenster. Alles sieht so friedlich aus, nirgendwo ist Krieg. Langsam freue ich mich ein bisschen. Mama sagt, dass es uns dort besser gehen wird. Sie haben außerdem gesagt, dass wir dort in eine Unterkunft kommen werden, wo Lulayka und ich zur Schule gehen können. So können wir besser Deutsch lernen. Für Mama und Papa wird es dort extra Kurse zum Deutschlernen geben. Außerdem bekommen wir immer genug zu essen.

Jetzt lebe ich schon seit einem halben Jahr hier und fühle mich sehr wohl. Ich habe vor Gewitter immer noch Angst, und Silvester war schlimm, allerdings haben uns die Menschen erklärt, dass das nichts Schlimmes ist, sondern Glück bringen soll. So ganz habe ich das immer noch nicht verstanden. Lulayka und ich können schon recht gut Deutsch, meinen Eltern fällt es etwas schwerer, aber das ist ja nicht schlimm. Ich bin froh, in Deutschland zu sein und hoffe, dass der Rest meiner Familie und Freunde es auch hierherschafft.

Sinja Daniel

Meine persönliche Geschichte

Ich denke nicht, dass man mir meinen koreanischen Hintergrund ansieht, oder? Und trotzdem höre ich regelmäßig „Ni hao“. In letzter Zeit zwar weniger aber trotzdem: Mein Migrationshintergrund hängt mir an, auch wenn die meisten denken, ich käme aus China. Früher, als ich auf die Albert-Schweitzer-Schule ging, auf der der Migrationshintergrund bei 7,7 Prozent lag, schämte ich mich. Das lag vor allem an meinen Klassenkameraden. Als ich dann auf das Albert-Schweitzer-Gymnasium kam, in der der Migrationshintergrund bei 28 Prozent liegt, erfuhr ich zunehmend Interesse, was mir durch meine früheren Erfahrungen erst einmal peinlich war. Inzwischen lebe ich damit und bin zeitweise sogar ein wenig stolz auf meine Herkunft.

Meiner Meinung nach verbindet mich die Tatsache, dass ich für chinesisch gehalten werde, auch mit Flüchtlingskindern, die von anderen Kindern in der Schule zu schnell stigmatisiert werden. Andere malen sich zu schnell aus, auf welche schreckliche Weise die Kinder geflohen sind, welche Traumata sie erlebt haben und aus welchem Land sie kommen. Man steckt uns zu schnell in eine Schublade und ist nicht offen für unsere persönliche Geschichte. Und egal wie häufig ich sage, dass meine Mutter aus

Korea kommt ich aber in Deutschland geboren bin, ich scheine immer noch in ihren Köpfen die geflohene Chinesin zu sein.

Selma Lucie Saet-Byol Pißler

Begegnung

... Und dann setzte er sich neben mich. Ich hatte kein Problem mit ihm, ganz im Gegenteil: Ich freute mich. Doch mein Klassenkamerad, der auf der anderen Seite von ihm saß, begann sich mit den anderen zu streiten, weil er den Platz tauschen wollte.

Ich sah ihm fest in die dunklen Augen: dem zehnjährigen Jungen aus Syrien.

Er wollte etwas sagen, doch er konnte kein Deutsch sprechen. Man sah es ihm an: er hatte Angst; Angst, dass man ihn nicht mochte. Angst, dass man ihn nicht so annahm, wie er war. Doch ich fand ihn wundervoll. Ich verstand ihn nicht, aber mein Gefühl sagte mir, dass er freundlich war. Und das merkte er: Er rutschte näher an mich heran und in der Pause spielte er mit mir Fußball.

Eine Freundschaft begann sich aufzubauen. Die anderen wollten ihn beleidigen oder sich mit ihm prügeln, doch sie trauten es sich nicht. Denn sie wussten: Wer sich mit ihm verfeindet, der verfeindet sich mit mir.

Anna-Zoé von Darl

Mein persönliches Erlebnis

Da taucht sie in meinem Blickfeld auf. Eine alte, schon etwas zerfallene Halle, die zurzeit als Flüchtlingsheim dient.

Meine Mutter und ich sind heute hierhergekommen, um etwas für die geflüchteten Kinder zu spenden, wie z.B. Spielsachen oder auch Kleidung, da sie fast alles, darunter auch viele persönliche Dinge, in ihrer alten Heimat zurücklassen mussten.

Als wir endlich den Innenhof betreten dürfen, ziehen wir die Blicke der spielenden und für uns fremden Kindergesichter auf uns.

Mir ist es fast unangenehm, da ich mir so reich und wohlhabend vorkomme.

Uns kommt eine junge Frau entgegen, die uns die zwei gefüllten Tüten mit den Spenden abnimmt.

Neugierig kommen die Kinder näher und versuchen einen Blick in die Tüten zu werfen. Ich kann ihnen die Freude über neue Sachen förmlich im Gesicht ablesen.

Die Frau bedankt sich herzlich bei uns und geht dann, gefolgt von den aufgeregten Kindern, in die große Halle.

Ein Mädchen, ungefähr in meinem Alter, blickt zu mir zurück. Ich sehe einen Ausdruck in ihrem Gesicht, der Dankbarkeit zeigt.

Er macht mich glücklich und ich lächele zurück . . .

Johanna Keller

Nana und Afra

Zum Vergleich zu früher haben wir mit einem geflüchtetem Jungen und einem Mädchen aus der jetzigen Zeit gesprochen. Der Junge heißt Nana, ist 17 Jahre alt und tanzt gerne. Er ist mit seiner Tante aus Ghana geflohen. Er ist mit dem Flugzeug nach Deutschland gekommen. Seine Mutter ist Putzfrau, sein Vater Putzmann, sie sind 2012 nach Deutschland geflohen. Nana hat einen Bruder, 10, und zwei Schwestern. Er erzählte, dass er viele Freunde in Ghana hatte.

Ghana ist ein ruhiges, aber armes Land, die reichen Leute werden immer reicher, die armen Leute immer ärmer. Man gilt erst als Mann, wenn man viele Kinder hat. „viele Menschen in Ghana sind kriminell“ erzählte er auch.

Das Mädchen heißt Afra. Sie ist auch 17 Jahre alt und kam genau so wie Nana mit dem Flugzeug nach Deutschland. Sie hat eine Schwester, welche momentan deutsch lernt und zwei Brüder, einer ist fünf, der andere 20. Sie sind vor zwei Jahren mit ihrem Vater aus Syrien geflohen, ihre Mutter ist nachgekommen. Ihr zwanzigjähriger Bruder ist ihr Vorbild, er hatte einen Abschluss von 1,1. Sie möchte auch das Abitur mit einem guten Abschluss machen. Danach will sie Medizin studieren und Zahnärztin werden.

Nana ist aus Ghana geflohen, da es in Deutschland mehr Möglichkeiten gibt.

Afra ist wegen des Krieges geflohen.

Sinja Daniel



Die Redaktion des „Hamburger Chronisten“ verabschiedet sich und dankt allen, die uns unterstützt haben

Neu
meine Heimat
alles ist anders

Wege
Wir suchen
Einige finden ihren

ich freue mich darauf
Hoffnung

Furcht
Trauer, Angst
Was tat ich?
Ich riskierte mein Leben.
Angekommen

Anna-Zoé von Darl

Doch ich finde keinen
Verloren

Flügel
Ich fliege
Ich lasse los
Der Wind treibt mich
Traum

Lukas Schniedergers



Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung
www.li.hamburg.de

